

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.

Sonntag.

(1826. No 81.)

8. Juli.

S l a g e.

(Nach dem Englischen des Thomas Moore.)

Meines Frühlings Blüten sanken,
Meine Sterne sah ich bleich,
Bei des offenen Himmels Wanken,
Sinken in das Schattenreich.

Und der Nord mit höflem Grimme
Raste durch die bange Nacht,
Mir zum Trost ist keine Stimme
In dem weiten All erwacht.

Aus der Wolken grausen Rissen
Sah der kalte Mond herab,
Und es lag zu meinen Füßen
Aufgewühlt ein offnes Grab.

Da ergriff mich deine Rechte
Lebenswarm — ein Lebensgruß —
Und des Himmels rauhe Mächte
Tilgten ihren strengen Schluß.

War der Pilger Lebensmüde,
War dein Lächeln reich an Lieb',
War dahin der Kindheit Friede,
War mein Herz doch minder trüb.

Was ich liebte, was ich lebte
In der Jugend goldnen Zeit,
Was mein Herz einst hoffend strebte
Lag im Land der Träume weit;

Doch zu deiner selgen Nähe
Wandten alle Engel sich,
Dir vereint, im Wohl und Wehe,
Blühte diese Welt für mich.

Treulich schiens der Lenz zu meinen
Und der Sterne selges Gold,
Soll die Täuschung ich beweinen?
Nein — sie war zu schön — zu hold!

O du hast es nie empfunden,
Wie ein Herz in Liebe glüht,
Dem aus tiefen Todeswunden
Weinend seine Seele sieht! —

Nein, du hast es nie empfunden,
Weil dein Lenz dir nie verblüht,
Weil dir nie in bittren Stunden
Dieses All in Nacht verglüht!
A n d. S c h u m a c h e r.

Pankrazius Windschädls Brautfahrt.

(Fortsetzung v. No. 80.)

„Lottchen, mein süßes himmlisches Lottchen.“
rief er jetzt aus, indem er sie mit Ungestüm um-
armte und mit Küßen erstickte. Mit Mühe sich seinen
Armen entwindend, erklärte sie lachend, sie wolle die
Ergüsse seiner Zärtlichkeit, die den Stern seines
Glücks, der geliebten seiner Seele, dem himmlischen
Annohen bestimmt wären, nicht usurpiren. Das war
für unsern Kourmacher ein gewaltiger Schlag und
er verwünschte seine Hitze, die ihn nun wieder in
Verlegenheit brachte.

Was war da zu thun, um die holbe Eifersüchtige
zu beschwichtigen? Ein aufrichtiges Geständniß schien
ihm das Beste, und so erzählte er ihr, daß durch
seine mißlichen Umstände gedrängt, er diesem in
Grunde nichts weniger als himmlischen Annohen,
deren Geld vielmehr die Geliebte seiner Seele und
somit sein wahrer Stern des Glücks sei, den Hof
mache; daß aber ein spekulativer Vormund diesem
seinen ritterlichen Dienste entgegen, sie vor seinen
zärtlichen Zumuthungen in Sicherheit gebracht,
und daß er sie heute in ihrer Person gefunden zu
haben geglaubt habe. Als er das blonde Lottchen
von allem unterrichtet hatte, schien sie sich, zufrieden
mit dieser Erklärung, zu beruhigen. Das Fest der
Versöhnung und des Wiedersehens wurde mit Küßen
und Umarmungen ohne Ende gefeiert. Jetzt äußerte
aber Windschäd, nachdem sie in ihrem Liebesduett ei-
ne kleine Pause gemacht hatten, den Wunsch, ihn

von der Art ihres räthselhaften Hierseyns, und überhaupt von ihren Schicksalen, seit sie sich nicht gesehen, zu unterrichten. Bei einem ausgesuchten Soupee, dem ein perlender Champagner zu Hilfe kam, willfahrte sie seinem Wunsche; aber ich will, ehe ich sie sprechen lasse, etliche Jahre zurück gehen, um den Leser aus der Ungewissheit über die Person Lottchens zu reißen.

Als unser Abentheurer noch auf der Universität war, machte er die Bekanntschaft Lottchens, die von den Studenten allgemein nur das blonde Lottchen genannt wurde, und eines kleinen Beamten Tochter war. Er war so glücklich vor allen seinen Nebenbuhlern, deren Zahl nicht geringe war, den Vorzug zu erhalten, und beide liebten sich mit dem Feuer, das der ersten Liebe gewöhnlich ist, und das selbst die Trennung und der Zwischenraum von Jahren gänzlich zu ersticken nicht im Stande ist. Als er später, relegirt, von der Universität mußte, beredete er das Mädchen mit ihm zu entfliehen. Es kostete ihr zwar einen harten Kampf das väterliche Haus zu verlassen, aber die Leidenschaft trug den Sieg davon und sie folgte ihm. Von allen Hilfsmitteln entblößt, sahen sie sich bald von Noth bedrängt, und schloßen sich dieser zu entgehen einer herumreisenden Schauspielergesellschaft an, um auf der Bühne ihr Glück zu versuchen.

Lottchen zeigte zu dieser Kunst wirklich viel Talent, so daß sie das Glück hatte bald darauf auf dem Theater einer bedeutenden Stadt ein vortheilhaftes Engagement zu finden. Weniger Windschädl; da er jedoch mit Lottchen lebte und der Directeur ihr unzertrennliches Verhältniß wahrnahm, so mußte er ihn mit ihr in den Kauf nehmen. Das waren rosige Zeiten der Liebe und des Wohlstandes, welche sich zu erhalten nur bei Windschädl stand; aber war er gleich kein Künstlertalent, so fehlte ihm doch nicht was daselbst gewöhnlich zu begleiten pflegt, nämlich eine starke Portion Leichtsinns. Er häufte, auf Veranlassung seiner zweiten Leidenschaft, der Spielsucht, Schulden auf Schulden, und mußte endlich, um der Schande die ihm durch das Gefängniß drohte zu entgehen, das Weite suchen.

Ohne Lottchen etwas von dieser pressanten Reise gesagt zu haben, war er davon gezogen, und das arme Mädchen, das ihn innig liebte, konnte sich vor Schmerz hierüber gar nicht fassen. Er schlug sich noch durch halb Deutschland auf den Bühnen herum, aber mit wenigem Glücke, und wir wissen bereits, welche Lebensmaximen er sich denn vorsetzte. Lottchens, der

er, obgleich er sie noch liebte, doch ziemlich überdrüssig war, gedachte er auch nur sehr selten, und als sie später an einer andern Bühne engagirt wurde und er nicht wußte, wo sie sich aufhalte, gar nicht mehr, bis er sie jetzt nach einem Zeitraume von vier Jahren so unverhofft wieder fand.

Während Windschädl den Champagner-Flaschen wacker zusetzte, begann sie ihre Erzählung: „Als du, Ungetreuer! mich durch deine Flucht in Trauer versetzt, versiel ich vor Schmerz in eine Krankheit, in der ich lange zwischen Tod und Leben schwebte, bis ich mit Hilfe meiner jugendlichen Kräfte dem Krankenlager entstand. Sag, Undankbarer, war das auch ein Lohn für meine Anhänglichkeit und Treue, die ich dir weihte! die mich taub gegen die lockendsten Anerbietungen machte, denn dich zog ich allem in der Welt vor. Für alles das erfüllst du nicht einmal die bescheidene Hoffnung die ich hegte, daß du mir wenigstens den Ort deines Aufenthaltes nennen würdest. Mit Freuden hätte ich dir ein gemächliches Leben geopfert, um Noth und Elend mit dir zu theilen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein paar Worte über Oesterreichs Poeten und Poesie, zur Beherzigung österreichischer Dichtersfreunde.

(Fortsetzung v. No. 80.)

Mit besonderer Theilnahme denkt er dabei immer an das herrliche Alpenland Tyrol, des unvergeßlichen Weissenbach hochbegeistertes Vaterland, in dessen Thälern mancher geistverwandte Barde mit der Alpenmilch und dem reinen Blumendufte der Höhen hohe Begeisterung aus den Brüsten der Natur einsog, dessen unentweichte Klänge aber, ach! — noch nicht herüber könten zu den Brüdern in der Fläche. — Und so zählt wohl auch das schöne Oesterreich, das blühende Böhmen, das gesegnete Pannonien — und die übrigen Provinzen der geliebten Heimat — der begeisterten Sängern wohl viele, die die Mitwelt noch nicht kennt! — Wenn wir endlich auch noch keinen Dichter vom ersten Range aufzuweisen haben — (und wie viele zählt Deutschland deren überhaupt?) so können wir doch einige der angeführten Namen manchen der gepriesenen auswärtigen Heroen vom zweiten Range — wenigstens mit größerem Rechte entgegenstellen, als das Ausland diese ausgezeichneten Talente gänzlich ignoriren, oder wohl gar — ihrer vorgeblich unpoetischen Geburtsstätte wegen — für Geister einer niedrigeren Wesenreihe geltend machen möchte.

Es fehlt bei uns, meine lieben österreichischen Mitbrüder, (ich rede hier an die Eingebornen der sämtlichen Provinzen unseres gemeinschaftlichen Kaiserstaates, in deren Kreisen die deutsche Sprache einem deutschen Herzen entflingt!) — weder an ausgezeichneten Talenten für die Dichtkunst, noch an ausgezeichneten Leistungen in derselben. Außere Umstände — deren Auseinandersetzung nicht in der beschränkten Aufgabe dieser flüchtigen Worte liegt — mögen allerdings die vollkommene Entwicklung der in uns wohnenden herrlichen Kunstanlage, die sie z. B. in der Musik ganz unzweideutig an den Tag gelegt hat, was sie zu leisten vermag, gehemmt und verhindert haben; aber die Poesie trieb dennoch gerade in der letzten Zeit auf unserm vaterländischen Parnasse die üppigsten Ranken, und ist offenbar gerade jetzt, wo sie im auswärtigen Deutschlande gegen die frühere goldene Periode kläglich darniederliegt, und an der Auszehrung sieht, — im hoffnungsvollsten Aufblühen begriffen.

Was sollen wir nun thun, um diesen vielversprechenden Fortschritt möglichst zu befördern, und zugleich unsere Rechte gegen das anmaßende Ausland geltend zu machen? —

Vor allem müßte man da freilich mit dem ewigen Jean Paul ausrufen: „Lieben Freunde, habt nur selber recht viel und herrliches Genie, ihr werdet sehen, wie weit man's damit treibt!“ — Nachdem sich aber der himmlische Funke bekanntlich weder einblasen, noch einbläuen läßt, so müssen sich unsere nachfolgenden rhapsodischen Rathschläge darauf beschränken, demselben, wo er etwa vorhanden ist, möglichst freien Spielraum zu seiner Aeußerung, und möglichst vollkommene Anerkennung seiner Leistungen zu sichern.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin — und was sollte uns abhalten, unsere gewiß von keinem Privatinteresse geleitete und nichts — als den Irrthum scheuende Meinng frei zu äußern? — der Mehrzahl unserer jüngeren schönen Geister eine genauere Verschwieferung ihrer Kunst und ihrer für dieselbe erglühenden schätzenswerthen Talente einerseits mit dem Leben, andererseits mit der Wissenschaft wohlmeinend zu empfehlen.

Man mißverstehe hiebei weder unsere Meinung, noch unsere Absicht. Wir verlangen von jungen Dichtern auf der einen Seite nicht diplomatische Weltklugheit, oder durchgehende praktische Tendenz in ihren poetischen Leistungen, oder wohl gar umgekehrt ausgesprochene Beziehung jeder ihrer Handlungen im prosaischen Leben auf die ihnen vorschwe-

bende Kunstidee, noch auf der anderen Seite die Bildung eines vollendeten Gelehrten. Aber des Dichters Aufgabe ist es gewiß, durch Darstellung der Harmonie zwischen dem Ideale und dem Leben, und poetische Auflösung der in der Erscheinungswelt zwischen beiden vorkommenden Dissonanzen, die prosaische Allgemeinheit von einem höheren Standpunkte aus über ihre Verhältnisse zu erheben und zu belehren; deshalb fordern wir und jeder Gebildete mit uns, daß er selbst männlich, sicherstellig und praktisch erfahren im Leben dastehe, und daß er — um nebst unserer Phantasie und unserem Gefühle auch unsern Verstand befriedigend in Anspruch zu nehmen — mit vielseitiger Bildung und gründlichem Wissen vor uns auftrete. Die weitere, mit praktischen Beispielen zu belegende Durchführung dieses klüglichen Themas könnte zu verdrießlichen Kollisionen Anlaß geben; auch ist es schon aus der Natur der Sache und dem früher Gesagten einleuchtend, daß Es denn doch übel lasse, und für das Interesse der Kunst selbst von den unersprißlichsten Folgen seyn müsse, wenn der Dichter außer seinen Begeisterungstunden das Leben meistens nur von seiner gemeinen Alltagsseite erfährt, und in seinem fortschreitenden Wissen sich durchaus nicht über die Journalistik und neueste Romanenliteratur emporheben will. — Eines der mißlichsten Resultate dieses üblen Umstandes ist, der Erfahrung gemäß, auch folgende Erscheinung. Viele edelbegabte Talente von ernsterem Sinne und gründlichem Streben nehmen an diesem Unwesen Vergerniß, und ermangeln ihrerseits nicht, der mehr produktiven als spekulativen eigentlichen Dichterpartei ihre offenbar zu weit getriebene Geringschätzung deutlich an den Tag zu legen; — eine Behandlung, welche die letztere, mit mehr Spott als Gründlichkeit, nach Kräften erwiedert, und hiedurch zu dem offenen Kampfe oder dem noch bedenklicheren gegenseitigen Erbitterungsschweigen der beiden gleich achtbaren Parteien, wovon die eine den Witz und die Phantasie, die andere den Verstand und die Einsicht zur Seite hat, das volle Signal gibt. So versplittern zum traurigen Schauspiel für den unparteiischen Beobachter, dem nur das Interesse der Kunst am Herzen liegt — die begabtesten Talente ihre besten Kräfte, durch deren Vereinigung für die gute Sache so viel gewirkt werden könnte, in nichts sagenden Klopffechtereien.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Pesth, 7. Juli 1826.

Im Kreise einflussvoller Herren und hochgebildeter Damen wurde schon manchmal die interessante Frage aufgeworfen, ob denn selbst der ausgezeichnetere Schauspieler den Namen Künstler verdiene. So viel sich für und dawider vorbringen ließe, so glauben wir doch Herr Anschütz, k. k. Hofschauspieler, habe den schlagendsten Beweis geführt, daß er diesen Ehrennamen mit vollkommenstem Rechte genieße. Er gab gestern den Effer, und gab ihn als Künstler, in der edelsten Bedeutung des so oft verschwundenen Wortes. Nur wer eigne Schöpferkraft besitzt, kann das Gebild fremder Hand so wiedergeben, daß es nicht nur keinen Zug, sei er noch so zart, noch so tief verdeckt, verliere, sondern in noch reicherer Schönheit prange. Wie nahe verwandt muß Anschütz's Geist dem des Dichters seyn, da er ihn so bis in die feinsten Linien aufzufassen vermag. Auch darin bewies sich der Künstler, daß er dem Geschmack des großen Publikums sich nicht anschmiegt, sondern durch einfach große Darstellung es zu sich hinaufhebt, auch darin bewies sich der Künstler, daß er in der geistreichen Dankrede eine Bescheidenheit entwickelte, die sich als Juwel zu den Juwelen eint, die ihn so reich schon zieren. Was ihn so hoch stellt, dürfte die Kunstvollendung seyn, womit er jedes Wort und jede Miene als das ehteste Produkt der Natur selbst, uns erscheinen läßt. Daher die erschütternde Wahrheit seines Spielers. Es ist Effer selbst, ganz selbst, den wir sehen und hören; daher erscheint seine tief durchdachte, genau abgewogene Deklamation, nicht Deklamation im gewöhnlichen Verstande, sondern Improvisiren, daher die bewundernswürdige Modulation der Stimme. So malte er uns durchgehend den Helden, den Kriegermann, in jeder Lage, in jedem Tone, in jedem Blicke. Er tritt in den Audienzsaal, und wer konnte zweifeln, daß dies ein Feldherr sei, sieht er die Haltung, den Gang, die Miene. In der ersten Rede schon sieht man den Stolz durchblicken, zu dem so glänzende Siege den Verleumdeten berechtigen, und wird die Hige gewahrt, die ihn so furchtbar ins Verderben reißt. Wie trefflich sprach sich die Verachtung aus gegen die Feigen, die seinen Untergang wollen, mit welcher siegender Würde, welcher bittrem Spotte verweigert er die Uebergabe des Kommandostabes. Das erhebende Gefühl seines Wertes reißt ihn hin zu einer Rede, unerträglich für Elisabeth; der Geist Heinrichs des VIII. regt sich in der Festigen, und sie schlägt ihn — Effer wird geschlagen, aber Anschütz feiert einen glorreichen Triumph, denn mit dieser Vollendung, malt nur er uns, wie Effer über das unerhörte Ereigniß im ersten Augenblicke benümmungslos ist, dann schäumend in Wuth ausbricht, und doch sich facht, denn eine Frau schlug ihn. Wessen Pulse blieben bei diesem Anblicke ruhig? Wer kühlte sich nicht in der Seele ergreifen? Bis jetzt haben wir den Helden und mit welcher unübertroffenen Kunst wurde er als solcher gehalten, ohne prahlend, ruhmredig, oder eitel zu scheinen; nun erblicken wir den Unglücklichen, und mit einer Kunst, die wie Lessing sagt, nur sich selbst gleicht, ließ Anschütz auch nicht in einem Moment uns ver-

sehen, daß der Mann nun unglücklich sei, der in zahlreichen Schlachten dem Tod muthig ins Auge geblickt, der aber doch die herbe Last des Schmerzes fühlt

Welche Gradation, als er vom treuen Southampton Abschied nimmt, bis zum Abschied von der Gemalin! In dieser Steigerung dokumentirt sich der Meister. Hier besonders hob er als echter Künstler das Publikum zu sich empor, denn hätte er in diesem Theile den Effer empfindend oder weicher gegeben, so wäre die Theilnahme vielleicht noch allgemeiner gewesen; doch Anschütz bleibt dem Charakter treu. Man sieht, daß der Krieger sich erwehren will der Kühlung, die ihn bewegt, daß er gewaltsam sie zurückdrängt, bis sie zu übermächtig in der Umarmung des Freundes sich Luft macht. Nun die Szene mit der unglücklichen Ruthland, wie reich an den gelungnen Zügen. Wie weiß Anschütz's hohe Kunst in Stellen zum Enthusiasmus hinzureißen, die, von den Lippen eines Andern gesprochen, unbemerkt bleiben. Er will fort eilen, Lady Ruthland umflammt ihn. „Reißt sie weg“ ruft er in höchster Hast, in der gewaltsamsten Aufregung. Einer will sie entfernen, doch erschrocken nimmt er sie schützend in die Arme und spricht: „doch ohne ihr weh zu thun,“ mit so liebender Besorgnis, so inniger Sorgfalt für die Theure, daß das Haus von Beifall wieder tönt. Der Moment allein, wo er ruft: „Sie stirbt!“ könnte von seiner Meisterschaft zeugen. In Verzweiflung sieht er, wie herrlich befehlend auf den Nebenstehenden, als solle er fliegen zu helfen, als müsse dieser das entfliehende Leben festhalten. Solche Züge zeugen von Genialität.

So führte der gefeierte Gast diese Rolle durch, das heißt er ließ den englischen Helden aufleben, und machte uns zu Zeugen seiner Reden und Thaten. Haben wir uns aus Fied von Schröder ein wahres Bild entwerfen, so muß er so gespielt haben wie Anschütz, denn hier finden wir diese Deklamation, die fern von jeder Manier, fern von allem Konventionellen und Hergebrachten, fern von Allem ist, was nicht dem Ganzen, richtig aufgefaßt, ganz angemessen ist. Die Art allein, wie Anschütz Zwischenstücke vorzutragen weiß, gibt ein langes Studium für Schauspieler. Die feurigste Anerkennung wurde dem ostacurischen Gaste zu Theil, der sich durch die Schlussrede die Herzen Aller gewann.

Möchten diese Zeilen genügen, denen die heute abwesend waren, ein wenn auch nur schwaches Bild von dem Genusse zu bieten, der uns so sehr entzückte. Die Mitspielenden (besonders die H. v. Artoue und Grimm und die Damen Deny und Kaiser) boten preisenswerth ihre Kräfte auf, eine würdige Umgebung zu bilden.

M. v. P.

Flüchtige Notizen.

Paris. Dem Sonntag aus Berlin, die hier, als Rosine im „Barbier v. Sevilla,“ die italienische Oper betrat, hat sie mir gefallen, wie wohl sie gegen eine Pasta oder eine Fodor keinen Vergleich aushält. Doch sie ist hübsch und jung und die Pariser sind da besonders nachsichtig; indessen ist bereits die Aufmerksamkeit von ihr abgezogen. (Darnach sind die enormen Lobeserhebungen deutscher Blätter über Dem. Sonntag, in angebliehen Briefen aus Paris, zu würdigen.)

London. Wir erwarten hier Herrn Rossini aus Paris, der nach Webers Tod die Oper leiten wird. Er soll sich endlich, nach lauem Wagnen, entschlossen haben, mit der Directtion von Webers „Oberon“ zu beginnen.